

Ort und Raum. Funktionsmechanismen und Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften

Unter dem Titel „Die Ökumene der Historiker“ veröffentlichte der inzwischen verstorbene Kieler Historiker Karl Dietrich Erdmann im Jahre 1987 eine richtungweisende und heute noch Gültigkeit besitzende Geschichte der Internationalen Historikerkongresse.¹ Der Autor, der selbst lange Jahre Präsident des Internationalen Komitees der Geschichtswissenschaften war, erörterte in seinem Werk nicht, warum er den Begriff der „Ökumene“ gewählt hatte. Dem Leser suggerierte er damit jedoch, dass es eine Art internationale Gemeinschaft der Historiker gibt, eine nationen-, staaten- und schulenübergreifende Einheit, die ungeachtet aller denkbaren und möglichen Meinungsverschiedenheiten besteht und im Bewusstsein der Geschichtswissenschaftler verankert ist.

Was Erdmann als Ökumene bezeichnet hatte, kann man problemlos als sogenannte *scientific community* identifizieren, eine besondere Form der spezialisierten Gemeinschaft. Der Begriff beinhaltet, dass eine überschaubare Anzahl an Menschen, die durch eine bestimmte Gemeinsamkeit und einen spezifischen sprachlichen Code verbunden sind – wie hier im Rahmen eines von allen Mitgliedern ausgeübten Berufes oder einer gemeinsamen Tätigkeit –, eine Gemeinschaft bilden. Wesentlich für diese spezialisierten Gemeinschaften ist ihre Transnationalität bzw. Transstaatlichkeit: die Gruppenmitglieder sind Menschen ganz unterschiedlicher nationaler Herkunft, die oftmals nicht durch direkten Kontakt miteinander verbunden und sich einander nicht bekannt sind. Was die Mitglieder teilen, ist eine gemeinsame Eigenschaft, die nicht nur wissenschaftlicher Art sein kann: spezialisierte transnationale Gemeinschaften können ebenso aus Frauen bestehen, aus Krankenpflegern oder Umweltaktivisten. Ausschlaggebend ist, dass diese Gruppen sich über diese spezielle Eigenschaft definieren. Zusätzliche persönliche Identifikationen – eine weibliche Umweltaktivistin, ein umweltengagierter Krankenpfleger – scheinen keine Rolle zu spielen. Dies gilt ebenso für

1 K. D. Erdmann, Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques, Göttingen 1987.

die Zugehörigkeit zu einem Staat, einer Nation oder einer Kultur. Von Belang ist lediglich der Referenzhorizont der spezialisierten transnationalen Gemeinschaft: ein Beruf, ein Hobby oder ein Persönlichkeitsmerkmal.² Wo aber ist eine solche Gruppe anzusiedeln, wenn sie nicht *einem* Staat oder *einer* Nation zuzuordnen ist? Die in der Gruppe stattfindenden Interaktionen wie gegenseitige Wahrnehmung, Diskussion und der Ablauf von Austauschprozessen scheinen aller geographisch-örtlicher Zuschreibungen und Referenzen enthoben zu sein. Denn obwohl es auch verortbare Handlungen der Gruppe gibt, z. B. in Form von persönlichen Treffen, sind andere kommunikative Prozesse nicht mit einem festlegbaren Ort verknüpft. Dennoch konstituieren auch diese Handlungen die Gruppe: Eine transnationale spezialisierte Gemeinschaft besteht nicht nur während persönlicher Kontakte von Angesicht zu Angesicht. Es wird im Folgenden argumentiert, dass sie vielmehr einen dauerhaft bestehenden Raum darstellt, der als „Gehäuse“ und Bezugspunkt der komplexen Beziehungen einer solchen Gemeinschaft fungiert. Spezialisierte transnationale Gemeinschaften bilden Räume, die zwar nicht geographisch verortet werden können, aber einen ideellen Referenzhorizont für die Akteure bilden.

Wie aber muss man sich dort kulturelle Austauschprozesse vorstellen? Im Gegensatz zur Idee eines transnationalen Raumes werden klassische Kulturtransfers als verortet, d. h. als geographisch lokalisierbar verstanden: sie finden zwischen Regionen und Ländern statt und gelten daher als territorialisiert. Zudem wird meist von einem geographischen Referenzhorizont der Transferakteure ausgegangen, die sich als Teil einer Region oder eines (National-)Staates sehen. Kulturtransfer wird also in erster Linie als in abgrenzbaren Räumen stattfindendes Phänomen operationalisiert.³ Auch andere Konzepte interkultureller Bezie-

2 Hingewiesen sei hier explizit auf die Unterscheidung von spezialisierten und allgemeinen transnationalen Gemeinschaften. Insbesondere Migranten gelten als typische transnationale Gemeinschaft, die aber klassischerweise in zwei Kulturräumen, dem Herkunfts- und dem Ankunftsland des Migranten, verortet wird. Migranten könnten dann als spezialisierte transnationale Gemeinschaft verstanden werden, wenn sie sich auch als Gemeinschaft von Migranten verstehen – z. B. in einer Organisation, die Migranteninteressen vertritt –, nicht aber in Betonung ihrer Nationalität, z. B. Franzosen senegalesischer Herkunft.

3 So kürzlich wieder auf dem ersten europäischen Kongress der Globalhistoriker 2005 in Leipzig, auf dem Michel Espagne den Begriff des Kulturtransfers „als eine Dynamik, ein[en] Austausch von Kulturgütern zwischen Kulturräumen“ festlegte: vgl. den Tagungsbericht von M. Hidvegi, First European Congress of World and Global History – Panel 7: Transfers Culturels und Cultural Encounters, <http://geschichte-transnational.clio-online.net/tagungsberichte/id=993&>

hungen und Austauschprozesse wie die der *entangled history*,⁴ der *histoire croisée*,⁵ der *transstaatlichen Räume*⁶ und des *transnational space*⁷ arbeiten mit territorialisierten Analyseeinheiten. Staaten- und nationenübergreifende Beziehungen werden oft gleichgesetzt mit Translokalisierung. Es ist daher zu fragen, welche Bedeutung örtlichen Zuschreibungen in spezialisierten transnationalen – räumlichen – Gemeinschaften noch zukommt; wo Austauschprozesse stattfinden, wenn begrenzte Kulturräume als Analyseeinheiten wegfallen, und wer als Vermittler operiert.

Die folgenden Überlegungen sollen zeigen, dass das klassische Paradigma der Verortung von Transfer bei Austauschprozessen in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften zwar nicht außer Kraft gesetzt ist: die Nation spielt als Referenzhorizont auch in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften eine bedeutende Rolle. Dort stattfindende Austauschhandlungen können jedoch nicht als Prozess zwischen zwei Kulturräumen verstanden werden. Vielmehr nehmen sie unter Beteiligung vielfacher Einflüsse den Weg über den gemeinsamen, als Vermittlungsinstanz fungierenden transnationalen Raum. Auf Basis der Analyse von Funktionsmechanismen in der *scientific community* als besonderer Form der spezialisierten transnationalen Gemeinschaft und dem Fall des deutschen „Aufrufs der 93“ von 1914 soll zunächst noch einmal deutlich gemacht werden, dass sie einen auf ihre spezielle Identifikation ausgerichteten Raum darstellt. Es wird daraufhin argumentiert, dass die Funktionsmechanismen – Regel- und Interessengeleitetheit – auch die Austauschprozesse bestimmen und charakterisieren. Schließlich wird anhand der vorhergegangenen Überlegungen auf die Anwendbarkeit des Transferbegriffes für spezialisierte transnationale Gemeinschaften eingegangen.

count=66&recno=17&sort=datum&order=down&segment=16 (Stand 29. August 2006).

- 4 Einen Überblick über die Ideen der Verflechtungsgeschichte liefern S. Conrad/S. Randeria, Einleitung. Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt, in: Dies. (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York 2002, S. 9-49, hier insbesondere S. 17-22.
- 5 M. Werner/B. Zimmermann, Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), H. 4, S. 607-636.
- 6 T. Faist, Grenzen überschreiten. Das Konzept Transstaatliche Räume und seine Anwendungen, in: Ders. (Hrsg.), *Transstaatliche Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei*, Bielefeld 2000, S. 9-56.
- 7 P. Jackson/P. Crang/C. Dwyer, Introduction. The Spaces of Transnationality, in: Dies. (Hrsg.), *Transnational Spaces*, London, New York 2004, S. 1-23.

Regeln und Interessen als Funktionsprinzipien spezialisierter transnationaler Gruppen

Der Begriff der *scientific community* bezeichnet nach gängigem Verständnis die Gesamtheit aller Wissenschaftler eines Landes, eines Kontinents oder der gesamten Welt, insbesondere aber die Vertreter einer bestimmten wissenschaftlichen Disziplin.⁸ Der Begriff impliziert zudem zweierlei: zum einen die institutionelle Organisiertheit der wissenschaftlichen Teildisziplin und ihrer Mitglieder u. a. durch Verbände, Fachzeitschriften und Kongresse. Zum anderen handelt es sich um eine „imagined community“, zu der die Mitglieder im Sinne von Benedict Andersons Konzept eine identitäre Bindung haben und die Teil ihres persönlichen Selbstverständnisses und ihrer individuellen Identität ist.⁹

Eine *scientific community* ist im Wesentlichen durch zwei Eigenschaften gekennzeichnet: Sie ist, *erstens*, regelgeleitet. Es ist herausgearbeitet worden, dass *scientific communities* „Kommunikationsgemeinschaften mit von den Mitgliedern verinnerlichten Normen und Wertvorstellungen“ sind.¹⁰ Diese Normen gelten für die wissenschaftliche Arbeit und schaffen Verbindlichkeit in Fragen der Forschungsfelder, der wissenschaftlichen Methodik und Kommunikation sowie der innergemeinschaftlichen Zusammenarbeit.¹¹ *Zweitens* agieren *scientific communities* und ihre Mitglieder ziel- und interessengeleitet. Die vordergründigen, unmittelbaren Ziele und Interessen der Wissenschaftler wie wissenschaftliche Erkenntnis und Forschungsergebnisse lassen sich dabei auf ein langfristiges Augenmerk jedes einzelnen Gemeinschaftsmitgliedes kondensieren: Reputation, Anerkennung oder gemäß Pierre Bourdieu „scientific authority“, eine Form sozialen Kapitals, die wiederum in andere Kapitalformen umgewandelt werden kann. Nach Bour-

8 H.-H. Lanfermann, „Scientific community“ und Schulbildung, in: Universität Jena (Hrsg.), *Wissenschaft und Schulbildung*, Jena 1991, S. 26-35, hier S. 30.

9 E. Fuchs, *Wissenschaftsinternationalismus in Kriegs- und Krisenzeiten. Zur Rolle der USA bei der Reorganisation der internationalen scientific community, 1914–1925*, in: R. Jessen/J. Vogel (Hrsg.), *Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte*, Frankfurt a. M./New York 2002, S. 263-284, hier S. 265; zum ursprünglich auf die Entwicklung des Nationalstaatsgedankens bezogenen Konzept der „imagined communities“ siehe B. Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, Rev. Ed., London, New York 1991.

10 Lanfermann, „Scientific community“ und Schulbildung (Anm. 8), S. 33.

11 Unter dem Begriff des „Paradigma“ zusammengefasst bei Thomas Kuhn, vgl. S. Jacobs, *Scientific Community: Formulations and Critique of a Sociological Motif*, in: *The British Journal of Sociology* 38 (1987), H. 2, S. 266-276, hier S. 270 ff.

dieu geht es demnach in einer wissenschaftlichen Gemeinschaft nicht nur um die Suche nach der „true idea“, also der wissenschaftlichen Erkenntnis um der Erkenntnis willen. Diese dient in Bourdieus Argumentation lediglich als Vehikel zum Erlangen des wahren Gewünschten, nämlich sozialen Kapitals.¹² Sowohl Bourdieus als auch anderen Modellen der scientific community ist dabei zugrunde gelegt, dass wissenschaftliche Erkenntnis, d. h. die „Kapitalanlage“ jedes Wissenschaftlers, zunächst der Anerkennung bedarf. Aufgrund der relativen Autonomie einer scientific community gegenüber ihrer Umwelt kann diese Anerkennung nur von anderen Gruppenmitgliedern ausgesprochen werden, die anhand des in der Gruppe akzeptierten Normen- und Wertesystems die Forschungsleistungen eines Kollegen in Form von Besprechungen, Einladungen und Möglichkeiten zur Veröffentlichung positiv oder negativ bewerten.

Wie bestimmend Regeln und Interessen auf die Mechanismen einer scientific community wirken können, zeigte sich, als am 4. Oktober 1914, kurz nach Beginn des Ersten Weltkrieges, 93 deutsche Künstler und Wissenschaftler verschiedener Disziplinen ihren Aufruf „An die Kulturwelt!“ veröffentlichten, in welchem u. a. die deutsche Kriegsschuld, die Verletzung der Neutralität Belgiens und die Missachtung des Völkerrechts durch deutsche Soldaten vehement abgestritten wurden. Dem zu trauriger Berühmtheit gelangten Manifest wird einhellig zugeschrieben, das Ansehen der deutschen Wissenschaft bis in die Grundfesten erschüttert zu haben.¹³ Der Erste Weltkrieg gilt als das Schlüsselergebnis im Zusammenbruch der internationalen Gelehrtengemeinschaft bis weit in das Jahrhundert hinein.

Zahlreiche Reaktionen auf den Aufruf griffen diesen scharf an und stellten die Leistungen der deutschen Wissenschaft in Abrede. So hoben vor allem französische Zeitungen die Bedeutung der eigenen nationalen Wissenschaft hervor, belegten die deutsche Wissenschaft gleichzeitig

12 P. Bourdieu, *The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason*, in: *Social Science Information* 14 (1975), H. 6, S. 19-47, hier S. 21; hingewiesen sei hier auf die gegenteilige Auffassung bei Fukuyama, demzufolge die berufliche Anerkennung und nicht materielle Werte im Vordergrund stehen, vgl. M. Burrage, *Why Do Professionals Behave The Way They Do?*, in: R. Björk (Hrsg.), *Societies Made up of History: Essays in Historiography, Intellectual History, Professionalisation, Historical Social Theory and Proto-Industrialisation*, Edsbruk 1996, S. 131-146, hier S. 138.

13 B. vom Brocke, ‚Wissenschaft und Militarismus‘. Der Aufruf der 93 ‚An die Kulturwelt!‘ und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg, in: W. M. Calder /H. Flashar/T. Lindken (Hrsg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren*, Darmstadt 1985, S. 649-719.

mit Häme und dem Vorwurf, sich fremde wissenschaftliche Errungenschaften angeeignet zu haben. Nachdem noch kurz nach Kriegsbeginn britische Professoren den Wunsch geäußert hatten, auch weiterhin freundschaftlich mit ihren deutschen Kollegen zusammenzuarbeiten, und ihre Bewunderung für die Forschungsleistungen des nunmehrigen Kriegsgegners zum Ausdruck gebracht hatten, gab es bald auch in Großbritannien Reaktionen ähnlich den französischen. Zumindest in Teilen aber blieb die britische Anerkennung der deutschen Gelehrtenwelt auch nach dem Aufruf der 93 aufrecht erhalten. Ganz offenbar bestand eine gewisse Ambivalenz hinsichtlich der Frage, wie mit den feindlichen Wissenschaftlern institutionell zu verfahren sei. Die Pariser *Académie des Inscriptions et Belles Lettres* und die *Académie des Sciences* schlossen im Februar 1915 die Unterzeichner des Aufrufs aus, ebenso verfuhr die *Chemical Society* in London.¹⁴ Die *Royal Society* und die *British Academy* dagegen gingen diesen Weg nicht, sondern beließen die deutschen Mitglieder in ihren Reihen.

Was aber führte zu den teils von tiefer Verachtung zeugenden, teils weiterhin Anerkennung bekundenden Reaktionen auf den Aufruf der 93, und was ist daraus für unsere Vorstellung von spezialisierten transnationalen Gemeinschaften abzuleiten? Die Auseinandersetzung zwischen den Wissenschaftlern hatte ihre Ursache nicht in der allgemeinen Kriegssituation, wie zunächst vermutet werden könnte. 1914, lange bevor die Deutschen begannen, einen Gaskrieg zu führen, galten sie als respektable Gegner und der Krieg an sich als ehrenrührig für jeden Teilnehmenden. Die Begründung für die Reaktionen der Briten und Franzosen ist allein auf wissenschaftlicher Ebene zu finden. Die deutschen Wissenschaftler machten sich in der scientific community deshalb unmöglich, weil sie mit dem von ihnen veröffentlichten Aufruf die Regeln, Werte und Normen der Gemeinschaft verletzt hatten, und zwar in dreierlei Hinsicht: *Erstens* hatten die Unterzeichner die Regeln wissenschaftlichen Arbeitens verletzt, indem u. a. ein basaler Wissenskonsens negiert wurde, der allen auch nur in Maßen am Kriegsgeschehen Interessierten nicht entgangen sein konnte. Denn der Aufruf beschönigte und leugnete deutsche, faktisch nachweisbare Kriegshandlungen wie die Verletzung der Neutralität Belgiens und die Zerstörung Leuwens. Die Verwunde-

14 Zu den deutsch-französischen Wissenschaftsbeziehungen während des Ersten Weltkrieges und danach siehe P. Schöttler, Geschichtsschreibung in einer Trümmerwelt. Reaktionen französischer Historiker auf die deutsche Historiographie während und nach dem Ersten Weltkrieg, in: Ders./P. Veit/M. Werner (Hrsg.), *Plurales Deutschland – Allemagne Plurielle*, Göttingen 1999, S. 296-313.

rung der Gegenseite über die Negierung von Tatsachen fand auch in der Reaktion auf einen Aufmarsch von Professoren 1914 in Leipzig Ausdruck. Vertreter des Seminars für Protestantische Theologie in Montauban/ Frankreich äußerten ihr Erstaunen darüber, dass bis dahin hoch angesehene Wissenschaftler „die elementarsten Regeln wissenschaftlicher Kritik und Geschichtsforschung verkennen.“¹⁵ *Zweitens* musste der Aufruf nicht-deutschen Wissenschaftlern deshalb aufstoßen, weil er quasi einen Führungsanspruch der deutschen Wissenschaft erhob und damit das ungeschriebene Gesetz der Wissenschaften missachtete, Anerkennung der eigenen Arbeit über das kompetente Urteil der Kollegen zu erlangen. *Drittens* hatten die Deutschen den Ehrenkodex der scientific community verletzt: ausgerechnet deutsche Wissenschaftler, deren Universitäten im Ausland als die freiesten und unabhängigsten galten, hatten sich die Blöße gegeben, sich offen und nahezu einstimmig hinter eine zu alledem unwürdige Angelegenheit ihres Landes zu stellen. Zwar begaben sich auch zahlreiche Wissenschaftler anderer Länder in den Dienst der nationalen Kriegsmaschinerie; so arbeiteten z. B. britische Historiker in den Propagandaabteilungen ihrer Regierung. Sie taten dies aber nach eigener Auffassung in weit geringerer Zahl, äußerten sich nicht öffentlich in einem anmaßenden Papier und hielten ihr Tun für ehrenhaft – immerhin arbeiteten sie für die Verteidigung ihres Landes.¹⁶

Indem die deutschen Gelehrten aber die Regeln des Wissenschaftsbetriebes verletzten, gefährdeten sie auch die Interessen ihrer Kollegen aus dem Ausland. Auch hierin ist ein Grund dafür zu sehen, dass nicht-deutsche Wissenschaftler den Ausruf der 93 nicht einfach hinnehmen konnten. Denn wo Regelverletzungen in der scientific community stattfinden, fallen sie nicht nur auf den Verursacher zurück, sondern betreffen alle Mitglieder. Die scientific community lebt von der Anerkennung durch ihre Umwelt, die auf dem Vertrauen auf das Spezialistenwissen der Gelehrten und auf verlässliche Ergebnisse beruht. Regelverletzungen gefährden diese Anerkennung, da der Ruf der gesamten scientific community auf dem Spiel steht. Des weiteren sind es gerade diese Regeln, die die wissenschaftliche Gemeinschaft zu einem großen Teil erst konstituieren. Ohne deren Aufrechterhaltung fehlt ihr ein wesentliches

15 vom Brocke, ‚Wissenschaft und Militarismus‘ (Anm. 13), S. 667.

16 K. Robbins, *History, Historians and Twentieth-Century British Public Life*, in: H. Boockmann/K. Jürgensen (Hrsg.), *Nachdenken über Geschichte. Beiträge aus der Ökumene der Historiker*. In memoriam Karl Dietrich Erdmann, Neumünster 1991, S. 397-408, dazu auch S. Wallace, *War and the Image of Germany. British Academics 1914-1918*, Edinburgh 1988, darin insbesondere das Kapitel „Historians and the War“, S. 58-73.

Merkmal der Abgrenzung gegenüber der Umwelt und somit auch ein Stück Legitimation.

Regeln und Interessen als Funktionsprinzipien von Austauschprozessen

Trotz der Heftigkeit der Auseinandersetzungen im Ersten Weltkrieg war für die wissenschaftliche Gemeinde also weiterhin die Wissenschaftlichkeit der Arbeit und nicht die Tagespolitik bestimmend. Die Identifikation mit der *scientific community* stand bei den Historikern gegenüber der Identifikation mit dem Heimatland offenbar weiterhin im Vordergrund. Es wird bereits hier deutlich, dass wissenschaftliche Beziehungen nicht als direkte Verbindung zwischen A und B zu verstehen sind. Zum einen sind stets mehrere Teilnehmer involviert – in Reaktion auf den Aufruf meldeten sich nicht nur britische Wissenschaftler zu Wort. Zum anderen wirken die Regeln und Interessen der *scientific community* als Folie, über die die Kommunikationsprozesse der Gruppe verlaufen. Sie sind Teil des Raums, in dem die Beziehungen der wissenschaftlichen Gemeinschaft ablaufen.

Aufgrund der Stabilität der wissenschaftlichen Funktionsmechanismen kann davon ausgegangen werden, dass sie auch für die Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften das grundlegende Raster bilden. Dafür spricht auch die prinzipielle Ähnlichkeit der Grundlagen der wissenschaftlichen Gemeinschaft auf der einen und der von Austauschprozessen auf der anderen Seite; die für letztere notwendigen internationalen Beziehungen sind bereits wesentliche Voraussetzungen für den Betrieb der *scientific community*. Dieser Argumentation folgend sind Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften ebenso wie die Handlungen in der *scientific community*, *erstens*, interessengeleitet. Um Reputation oder, um Bourdieus Kategorie zu benutzen, soziales Kapital zu erlangen, ist es für das einzelne Mitglied der Gemeinschaft unabdingbar, in einen internationalen Arbeitszusammenhang integriert zu sein, der ein „normatives Postulat“ von Wissenserzeugung und Wissensaustausch ist.¹⁷ Wie bereits oben beschrieben, hat ein Forschungsergebnis also dann keinen Wert, wenn es nicht durch die internationale Wissenschaftsgemeinde anerkannt ist. Unter dieser Prämisse finden auch Kommunikation und Transfer in der transnationalen Gemeinschaft statt: Wissenschaftler stellen dort ihre Ergebnisse vor, um sie zu legitimieren. Gleichzeitig erhalten sie dafür im Idealfall eine Gegenleistung, die sich nicht nur in Anerken-

17 Fuchs, Wissenschaftsinternationalismus (Anm. 9), S. 265.

nung des Geleisteten ausdrückt, sondern auch neueste Informationen, Hinweise und Veröffentlichungen beinhaltet, von denen wiederum für die eigene Arbeit profitiert werden kann.

Spezialisierte transnationale Gruppen sind zudem, *zweitens*, regelgeleitet. Sie erlauben offenbar immer nur einen Transfer des Sag- und Denkbaren. Thomas Kuhns Modell der Wissenschaftsgemeinde zufolge geht es immer darum, ein bestimmtes Paradigma einzuhalten, welches die normative Grundlage der Arbeit in der scientific community bildet. Neuen Ideen und Theorien wird sehr skeptisch begegnet, sodass Wissenschaftler, die von dem vorherrschenden Paradigma zu stark abweichen, in die Isolation oder dazu gezwungen werden, sich einer anderen Gruppe anzuschließen – beides Vorgänge, die mit einem Kapitalverlust einhergehen. Dieser Mechanismus begegnete uns bereits beim Aufruf der 93. Auch dort wurde der Versuch der Deutschen, unter Abstreitung evidenter Tatsachen einen gemeinsamen Wissenskonsens – das Völkerrecht, die Verletzung der Neutralität Belgiens – zu überwinden, zumindest von Teilen der Gruppe „geahndet“. In Kuhns Argumentation stellt dies einen Sicherungsmechanismus dar, der verhindern soll, dass „Fremde“ allzu leicht in die Gemeinschaft eindringen. Stattdessen werden Ergebnisse gefördert, die auf Grundlage der Regeln, Werte, Normen und inhaltlichen Paradigmen der Gemeinschaft entstanden sind. Wissenschaftlichen Neuerungen wird so der Zugang zum Wissenskonsens erschwert.

Diesen Voraussetzungen entspricht z. B. auch die Selektion des zu transferierenden Gutes. Die Gruppe wählt für den Transfer nur solche Informationen, Ergebnisse, Theorien und Paradigmen aus, die den innergemeinschaftlichen Regeln entsprechen. Zwar ist es jedem einzelnen Wissenschaftler freigestellt, der transnationalen Gemeinschaft auch ein „Produkt“ anzubieten, welches mit den allgemeinen Normen nicht konform geht. Zum einen aber werden seine Kollegen das Produkt mit hoher Wahrscheinlichkeit ablehnen; nach anfänglicher Prüfung wird in einem solchen Fall die Leistung des Wissenschaftlers nicht in das gemeinsame Paradigma und den kollektiven Wissenskonsens aufgenommen. Zum anderen wird der Wissenschaftler im Vorhinein selbst abwägen, was er der Gruppe anbieten möchte, um einen drohenden Ansehensverlust zu vermeiden. In beiden Fällen wirkt die scientific community selbst-regulativ und diszipliniert auf den Markt der möglichen Transferprodukte. Neues wird lediglich bei entsprechender Nachfrage selektiert, wie am Beispiel der niederländischen Geschichtswissenschaft deutlich wird. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert hatte man dort mit Interesse auf den deutschen Nachbarn geschaut. Erst

1876 aber schrieb man das Humboldtsche Universitätsideal für die Niederlande fest, und nicht früher als 1908 startete Johan Huizinga die erste Initiative überhaupt, einen Lehrstuhl für Geschichte einzurichten. Bis dahin hatte man für eine geschichtswissenschaftliche Betätigung in den Niederlanden keinen Bedarf empfunden. Jede tiefer gehende Auseinandersetzung mit der niederländischen Vergangenheit, so befürchtete man, gefährde den Fortbestand der Integration des katholischen Teils der Bevölkerung in den Gesamtstaat.¹⁸

Transnationaler Wissenschaftsraum und nationale Referenzpunkte

Deutlich wird hier, dass das selektierte Produkt letztendlich in einen nationalen Kontext aufgenommen wird, wo es wahrscheinlich eine Anpassungsleistung erbringen muss: Zwar ist die jeweilige nationale scientific community Teil der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft. Das „importierte“ Gut aus der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft kann also nicht, wie für Transfers häufig angenommen wird, beliebig in den eigenen Kontext eingearbeitet werden, sondern muss nach wie vor die Maßgaben der Wissenschaftlichkeit erfüllen. Andererseits aber ist immer auch von einer spezifischen Prägung der nationalen Wissenschaftsgemeinde auszugehen. Denn trotz aller transnational gültigen Regeln werden Forschungsthemen national spezifisch gewählt und betreiben Menschen verschiedener nationaler Herkunft Wissenschaft. Themen und Akteure aber sind immer historisch und kulturell bedingt und somit einzigartig.¹⁹ Selbst in internationalisierten und standardisierten, „exakten“ Formalwissenschaften wie der Mathematik oder Physik wird von einem nationalen spezifischen Umgang mit Ergebnissen und Forschungsmethoden ausgegangen. Obwohl das in diesen Fächern erlangte Wissen internationale Gültigkeit hat, Formeln, Beweise, Rechenwege und deren Ergebnisse überprüfbar und meist alternativlos sind, gibt es auch hier unterschiedliche Interpretationsleistungen.

Einen Sonderfall stellen diesbezüglich aber sicher die Geschichtswissenschaften dar. Hier werden nicht nur das Geschehene und die es

18 C. Strupp, Die Organisation historischer Lehre und Forschung in den Niederlanden bis 1940, in: M. Middell/G. Lingelbach/F. Hadler (Hrsg.), Historische Institute im internationalen Vergleich, Leipzig 2001, S. 199-220.

19 P. Wagner, Varieties of Interpretations of Modernity: On National Traditions in Sociology and the Other Social Sciences, in: C. Charle/J. Schriewer/P. Wagner (Hrsg.), Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities, Frankfurt a. M./New York 2004, S. 27-51.

umgebenden Fakten dargestellt, die nachprüfbar für jeden im Archiv ruhen. Geschichte wird immer auch erzählt, entlang gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, kulturell spezifisch und daher von jedem der Wissenschaftler auf eine andere Art und Weise. Historisches Denken ist nationalstaatlich geprägt. Nicht nur gingen die Professionalisierung und die Internationalisierung der Geschichtswissenschaften mit dem Entstehen des Nationalstaates einher, waren also die Entwicklung eines historiographischen Selbstverständnisses und die Formierung des Berufsstandes untrennbar mit dem Nationalstaat verbunden.²⁰ Wie am deutschen Beispiel immer wieder deutlich wird, wurde die Historiographie zudem auch herangezogen, um eine Legitimationsdienstleistung für den Staat zu erbringen. Selbst bei einem gegenteiligen Beispiel wie den Niederlanden, wo man sich, wie bereits erwähnt, lange scheute, eine Nationalgeschichte zu schreiben, zeigt sich, welchen Einfluss der Staat selbst als stummer Faktor auf die Wissensproduktion haben kann. Insofern verfügten Historiker immer auch über weniger Autonomie gegenüber ihrer Umwelt als andere scientific communities. Die nationale Verankerung der Geschichtswissenschaften aber wirkt sich auch auf die internationale Historikergemeinschaft aus. Denn was Historiker in diese einbringen, sind ihre nationalen Denkstile und ein eigener interpretativer Ansatz der Geschichte. Nicht nur der Empfänger, sondern auch der Sender des Transfergegenstandes ist also deutlich in den nationalen Wissensgemeinschaften auszumachen.

Es zeigt sich daher, dass spezialisierte transnationale Räume wie z. B. scientific communities und die darin stattfindenden Austauschprozesse keineswegs jeglichen nationalen Bezugsrahmens enthoben sind. Zwar ist nur in Sonderfällen wie der Geschichtswissenschaft, zumal der in Deutschland, eine Fachdisziplin so eng mit dem Staat verbunden und wird die Referenz an die Nation auf eine so markante Weise deutlich. Generell aber wird Wissenschaft unter kulturell und historisch geprägten – also national bestimmten – Paradigmen betrieben. Diese waren auch in der Diskussion um den Aufruf der 93 aufeinander geprallt. Was die internationale scientific community der Historiker verband, war das Ideal der „Objektivität“. Auch – oder gerade – deutsche Historiker hatten sich dieser wissenschaftlichen Norm verschrieben, versahen sie aber im Gegensatz zu Geschichtswissenschaftlern anderer Länder mit einem

20 Allgemein zur Verbindung von Wissenschaft und Nationalstaat siehe P. Wagner, Introduction to Part I, in: C. Charle/J. Schriewer/P. Wagner (Hrsg.), *Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities*, Frankfurt a. M./New York 2004, S. 17-25, hier S. 18 f.

staatslegitimatorischen Zweck.²¹ Zu keinem Zeitpunkt wurde diese Verbindung mit der Politik so deutlich wie bei der Veröffentlichung des staatstreuen Pamphlets der deutschen Wissenschaftler; nie zuvor war derart plakativ das Objektivitätsideal gebrochen worden.

Deutlich wird hier jedoch noch einmal die Räumlichkeit spezialisierter transnationaler Gemeinschaften: Ebenso wie die meisten anderen Fachdisziplinen sahen sich die Historiker als Erben eines gemeinsamen europäischen Wissenschaftsideals und einer europäischen Gelehrtenrepublik, die durchaus als „Ursprung“ der scientific communities betrachtet werden könnte, zumindest aber als eines der originären Konstituenten der modernen internationalen Wissenschaftsgemeinde fungierte. Dieses Erbe galt es in Form von Regeln und Normen zu bewahren; gleichzeitig aber ließ es innerhalb dieses Rahmens gewisse national spezifische Ausformungen des Wissenschaftsbetriebes zu.²² In Übereinstimmung mit dieser Idee eines vor-nationalen historischen Wissenschaftsraums gehen Feldtheorien wie die von Bourdieu davon aus, dass nationale scientific communities Ausdehnungen („extensions“) eines durch Regeln strukturierten Feldes sind und von in diesem Feld agierenden Akteuren hergestellt und geformt werden.²³ Die transnationale Gemeinschaft entsteht also nicht aus dem Zusammenwirken von nationalen Feldern, vielmehr muss sie als der Ausgangspunkt betrachtet werden, von dem aus sich nationale „Ableger“ entwickeln. Zu dieser Herangehensweise gehört die Annahme, dass die Akteure Elemente eines externen, d. h. außerhalb des nationalen Feldes liegenden Diskurses – hier dem der transnationalen Gemeinschaft – importieren, um so ihre eigene Stellung im nationalen Feld, sprich: in der nationalen Wissenschaftsgemeinschaft, zu verbessern.²⁴

Vom Standpunkt der Interessengeleitetheit wissenschaftlicher Arbeit impliziert dieses Modell eine Vorrangstellung der nationalen gegenüber der transnationalen scientific community im Streben des Einzelnen nach wissenschaftlicher Anerkennung und also sozialem Kapital.

21 B. Stuchtey/P. Wende, Introduction: Towards a Comparative History of Anglo-German Historiographical Traditions and Transfers, in: Dies. (Hrsg.), *British and German Historiography. 1750–1950. Traditions, Perceptions, Transfers*, Oxford 2000, S. 1–24, hier S. 21.

22 J. Jurt, Das wissenschaftliche Paradigma des Kulturtransfers, in: G. Berger/F. Sick (Hrsg.), *Französisch-deutscher Kulturtransfer im Ancien Régime*, Tübingen 2002, S. 15–38, hier S. 22 in Verweis auf Christophe Charle.

23 Wagner, *Varieties of Interpretations of Modernity* (Anm. 19), S. 36.

24 Jurt, Das wissenschaftliche Paradigma des Kulturtransfers (Anm. 22), S. 23 in Verweis auf Werner und Espagne; Wagner, *Varieties of Interpretations of Modernity* (Anm. 19), S. 36.

Indem die internationale Wissenschaftsgemeinde lediglich als Markt figuriert ist, aus dem sich die Wissenschaftler zur Stärkung ihrer nationalen Reputation bedienen, wird der internationale Bezugsrahmen in seiner Bedeutung unweigerlich hinter den nationalen zurückgesetzt. In Einklang damit steht, dass die Sozialisation als Wissenschaftler gemeinhin als Zweitsozialisation hinter jener der nationalen Identität rangiert.²⁵ Das vermag eventuell auch zu erhellen, was deutsche Wissenschaftler zur Unterzeichnung des Aufrufes bewog. Deren rasche Positionierung zugunsten des Aufrufs lässt sich eben nicht nur damit erklären, dass viele überstürzt und ohne genaue Kenntnis des Papiers ihre Zustimmung gaben. Vielmehr schienen die Reputation und das soziale Kapital, das der Schulterschluss der Wissenschaftler mit der deutschen Sache mit sich brachte, letztendlich von größerer Bedeutung gewesen zu sein als die internationale wissenschaftliche Harmonie. Aus demselben Beweggrund heraus erklärt sich möglicherweise auch das Verhalten der *Royal Historical Society (RHS)*, dem britischen Historikerverband, zur Zeit des Ersten Weltkrieges. Während des gesamten Krieges hatte die RHS nichts unternommen, um ihre deutschen Mitglieder oder die anderer feindlicher Staaten aus ihren Reihen auszuschließen. Noch 1917 finden sich unter den 27 sogenannten *corresponding members* der Gesellschaft sechs deutsche Professoren.²⁶ Vierzehn deutsche Bibliotheken waren Subskribenten der *Transactions*, der jährlichen Berichte der RHS über ihre Tätigkeit. 1918 aber wandelte sich dieses Bild. Die Frage der „Enemy-Members“ sei gründlich durchdacht worden, hieß es nun im *Report of the Council*. Zusammen mit der *Royal Society*, die bis zu diesem Zeitpunkt ebenfalls keine Ausschlüsse vorgenommen hatte, und einigen anderen Gelehrtenvereinigungen, habe man einen gemeinsamen Standpunkt einnehmen wollen.

„It has seemed to *them* imperative that the names of Corresponding Members of German and Hungarian nationality [...] should be removed, unless such members have dissociated themselves explicitly from the late political and military action of their countries. The time may return

25 W. van Rossum, *The Community Structure of Science*, in: J. Farkas (Hrsg.), *Sociology of Science and Research*, Budapest 1979, S. 275-288.

26 Wilhelm Busch (Marburg), Alexander Cartellieri (Jena), Felix Liebermann (Berlin), Arnold Oskar Meyer (Rostock), W. Michael (Freiburg i.Br.), W. Schäfer (Berlin); andere Länder mit *corresponding members* bei der RHS waren die USA (6 Mitglieder), Frankreich (4), Belgien (3), die Niederlande (1), Polen (1), Ungarn (1), Österreich (1), Italien (1), Spanien (1), Portugal (1) und Südafrika (1). Vgl. *Report of the Council, Session 1916-1917*, in: *Transactions of the Royal Historical Society, Fourth Series 1 (1918)*, S. 292 u. 296 f.

when the learned world can be re-united upon a basis of common interest in a common civilisation, but not yet."²⁷

Alle deutschen Bibliotheken wurden zudem vom Bezug der *Transactions* ausgeschlossen. Erst für das Jahr 1924 finden sie sich wieder auf der entsprechenden Liste des Jahresberichtes, 1930 gab es erstmals wieder deutsche *corresponding members*. Insbesondere der Verweis darauf, dass der Ursprung der Idee, feindliche Mitglieder auszuschließen, nicht von der RHS selbst kam, sondern von der *Royal Society*, der britischen Akademie der Wissenschaften, zeigt, dass die RHS sich einem enormen Druck ausgesetzt gesehen haben muss, sich der gängigen Politik anzuschließen. Offenbar hätte ein Alleingang einen enormen Imageverlust in der nationalen Wissenschaftsgemeinschaft bedeutet. Dass in diesem Fall ausschließlich politisch argumentiert wird – mit den erwähnten politischen und militärischen deutschen Aktionen ist offenbar die Rückkehr zum uneingeschränkten U-Boot-Krieg vom 1. Februar 1917 gemeint – ließe sich dabei als Zusammenbruch der internationalen wissenschaftlichen Gemeinde werten. Genau wie der Gaskrieg stellte die Torpedierung von Handelsschiffen, zumal auch solcher von neutralen Staaten, die Ehrenhaftigkeit der deutschen Kriegsführung massiv in Frage. Offenbar verlor an diesem Punkt das bis dahin einigend wirkende Band der Wissenschaftlichkeit seine Bedeutung.

Aus der nationalen scientific community wird also dann auf die „Produkte“ oder „Leistungen“ der transnationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft zugegriffen, wenn damit Interessen befriedigt werden können. Diese bestehen zum einen in der Erhöhung des sozialen Kapitals in der nationalen Wissenschaftsgemeinde, wo immer eine gewisse Vielfalt an Meinungen existiert. Der „Import“ von Diskurselementen bietet hier dem einzelnen Wissenschaftler die Möglichkeit, sich in der heimischen scientific community zu profilieren und seine Position zu stärken. Insbesondere in der Wissenschaft dienen internationale Wissensbezüge dazu, das persönliche Prestige zu steigern. Zum anderen heißt Interesse Bedarfsdeckung und Krisenbewältigung. Einerseits kann auf den internationalen Wissensbestand zurückgegriffen werden, um Unzulänglichkeiten der eigenen Wissensproduktion auszugleichen. Als Beispiel sei hier die Übernahme eines Theoriemodells genannt, das den Umgang mit bestimmten historischen Phänomenen erleichtert oder erst möglich macht. Andererseits besteht die Option der Negativperzeption oder des Negativtransfers: wie die Geschichte der Wahrnehmung der

27 Report of the Council, Session 1917-18, in: Transactions of the Royal Historical Society, Fourth Series 2 (1919), S. 203. Hervorhebung durch die Autorin.

deutschen Geschichtswissenschaft in den Niederlanden gezeigt hat, führt die Auseinandersetzung mit fremden Artefakten nicht automatisch zum Transfer. Vielmehr diente das deutsche Beispiel dazu, die eigene Position – d. h. den Verzicht auf eine institutionalisierte Historiographie – beizubehalten. In beiden Fällen dienen Wahrnehmung und Austausch der Lösung einer Krise. Erst wenn Unsicherheit über das eigene Handeln entsteht, wendet man sich nach außen. Folge dieses Kontaktes mit dem Anderen ist entweder die Aufnahme des Fremden oder die Stärkung des Eigenen. Der Erste Weltkrieg stellte zweifellos solch eine Krise dar; die politischen und militärischen Auseinandersetzungen, die mit dem Aufruf der 93 auch an eine wissenschaftliche Front getragen worden waren, verunsicherten die Wissenschaftler beider Seiten zutiefst. Da die Integration fremder Elemente – in diesem Falle also die Akzeptanz gegnerischer Argumentation – mit großer Wahrscheinlichkeit zur Vernichtung des Eigenen geführt hätte, blieb nur die Abgrenzung nach außen und der Rückzug auf den nationalen Identifikationshintergrund oder aber die Eröffnung neuer Räume des Austauschs: Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg beförderte die wissenschaftliche Kooperation unter den Alliierten, besiegelte den Verlust der deutschen Vormachtstellung in der Wissenschaft und markierte den Beginn der amerikanischen Dominanz in der Wissenschaft.

Praktikabilität des Transferbegriffes

Im Gegensatz zu „herkömmlichen“ Kulturtransfers können Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften nicht als geradlinige Übertragungsprozesse zwischen geographisch verortbaren, territorialisierten Räumen beschrieben werden. Zwar ist auch die Kulturtransferanalyse davon abgekommen, Transferprozesse als mehr oder weniger reziproke bilaterale Abläufe zu verstehen. Vielmehr ist man zu der Überzeugung gelangt, dass jede Kultur nur als Ergebnis einer Vielfalt von kulturellen Beziehungen erfasst werden kann. Transfer in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften ist jedoch schwerlich an wenigen abgrenz- und lokalisierbaren Räumen festzumachen. Da die transnationale Gemeinschaft nur als Summe zum einen aus in der historischen europäischen Gelehrtenrepublik gewachsenen Normen und Werten, zum anderen aus dem transnational erarbeiteten Wissenskanon besteht, sie also ein Konglomerat an nationalen Beiträgen darstellt, ist der dortige Transfer nicht als Prozess von A nach B denkbar, sondern – über den „Umweg“ der transnationalen Gemeinschaft – nur unter Einbeziehung der zahlreichen Einflüsse aller an der scientific community betei-

ligten Akteure. Zwar sind nationale scientific communities als Sende- und Empfängerkulturen ohne weiteres auszumachen. Die transnationale Gemeinschaft stellt aber immer einen zusätzlichen, nicht territorialisierbaren Raum dar, der Teil der persönlichen Identität des Wissenschaftlers ist. Er fungiert als Zwischenstation im Transferprozess und nimmt somit die klassische Vermittlerrolle ein. Diese wird im transnationalen Raum nicht von einem einzelnen Träger wie einem Händler, Reisenden usw. übernommen, auch wenn über persönliche Kontakte Wissenselemente durchaus direkt ausgetauscht werden. Ausschlaggebend ist, dass auch diesen direkten Kontakten die Anerkennung des Transfergutes durch die wissenschaftliche Gemeinschaft vorausgeht. In transnationalen Gemeinschaften überschreitet ein Produkt nicht auf direktem Wege eine Grenze. Vielmehr zirkuliert es im transnationalen Raum, bevor ein Empfänger zeitlich versetzt darauf zugreift. In diesem Sinne handelt es sich im Gegensatz zu klassischen Transfervorstellungen auch nicht um einen unmittelbaren, direkten Kulturkontakt. Außer im persönlichen Aufeinandertreffen findet keine ungefilterte Begegnung der Kulturen statt, sondern sie erfolgt über den transnationalen Vermittlungsraum.

Der Begriff des „Transfers“ ist für diese Art kulturellen Austausches also eher ungeeignet, da es sich bei spezialisierten transnationalen Gemeinschaften um „komplexe interkulturelle Räume und Sphären“ und „kulturelle Kontakt- und Interferenzzonen“ handelt.²⁸ Aufgegriffen wird diese Herangehensweise von den Konzepten des *transkulturellen Raums*²⁹ und des *transnational space*,³⁰ die grenzüberschreitende Netzwerke von Personen und Kollektiven beschreiben. *Transkulturelle Räume*, so wird argumentiert, gründen auf dem Austausch von Informationen und Gütern; sie können somit wie scientific communities als interessengetrieben gedacht werden. Eine Möglichkeit ihrer Ausprägung sind sogenannte *issue networks*, die sich durch gemeinsame Werte, eine geteilte Sprache sowie den Austausch von Dienstleistungen und Informationen auszeichnen. Spezialisierte transnationale Gemeinschaften ließen sich hier also problemlos einordnen. Einschränkend auf die Anwendbarkeit des Konzepts des transkulturellen Raumes auf scientific communities ist jedoch die explizite Betonung der „Pluri-Lokalität“ transkultureller Beziehungen. Aufbauend auf der Analyse von Migrati-

28 H.-J. Lüsebrink, Kulturtransfer – neuere Forschungsansätze zu einem interdisziplinären Problemfeld der Kulturwissenschaften, in: H. Mitterbauer/K. Scherke (Hrsg.), *Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart*, Wien 2005, S. 23-41, hier S. 27.

29 Faist, *Grenzen überschreiten* (Anm. 6).

30 Jackson/Crang/Dwyer, *Introduction* (Anm. 7).

onsbewegungen setzt es Akteure voraus, deren Referenzhorizont zwei Kulturen sind, zwischen denen sie sich im Wortsinn bewegt haben oder noch bewegen. Scientific communities dagegen erfüllen diese Bedingung nicht. Zum einen konstituieren sie sich aus dem Zusammenspiel eines Vielfachen an nationalen Einflüssen, lassen sich also nicht auf zwei Referenzpunkte begrenzen, zum anderen befindet sich unter diesen Referenzpunkten nur eine Nationalkultur, während der zweite Bezugspunkt die Wissenschaftsgemeinde ist, eine nicht verortbare Einheit.

Das Konzept des *transnational space* hebt im Gegensatz zu dem des transkulturellen Raumes die Bedeutung von Räumlichkeit hervor. Während die Verortung transnationaler sozialer Beziehungen immer einen zumindest zeitweisen Aufenthalt der Akteure an lokalisierbaren Punkten voraussetzt, ermöglicht die Idee des *transnational space* das imaginäre „Sein“ im Anderen, ohne dass ein körperliches Sich-Bewegen zu diesem Anderen vonnöten wäre. Daraus folgt ein extensives Verständnis von transnationalen Räumen: der Genuss von Speisen, die nicht der eigenen Kultur entstammen, gilt bereits als Beispiel von Transnationalität. Gleiches ließe sich auf wissenschaftliche Gemeinschaften übertragen: Wahrnehmung des Anderen, Austauschprozesse und das Handeln gemäß gruppenspezifischer Werte und Normen sind Beispiele transnationalen Agierens ohne persönlichen Kontakt. Zwar werden transnationale Räume wiederum oft anhand ihrer Relation zum Nationalstaat operationalisiert: Migration und internationale Unternehmen sind auch hier ein beliebtes Analyseobjekt. Anders als der „Ort“ ermöglicht die Untersuchung des „Raumes“ aber die Einbeziehung komplexer *gedachter* Bindungen. Nur so können spezialisierte transnationale Gemeinschaften erfasst werden.

Fazit

Spezialisierte transnationale Gemeinschaften sind dadurch gekennzeichnet, dass sie einen nicht lokalisierbaren Raum darstellen, der durch gemeinsam ausgehandelte Regeln und die Interessen der Gruppenmitglieder hergestellt wird. Dieser Raum bestimmt die Funktionsmechanismen der Gemeinschaft, indem er den in der Gruppe stattfindenden Handlungen als Raster vorgeschaltet ist und so kommunikative Prozesse und wissenschaftlichen Austausch gestaltet. Dennoch sind nationale Bezugspunkte auch in transnationalen Gemeinschaften von großer Bedeutung. Sie fungieren als Identifikationsrahmen der beteiligten Akteure sowie Ausgangs- und Endpunkt von Austauschprozessen.